



ches Bewußtsein) – zeichnete sich das ökologische Modell Stadt ja gegenüber den natürlichen Homöostasen und Regelkreisläufen aus. Deshalb erweisen sich bloße technische Lösungen sofort als äußerlich, als ökologisch unwirksam, und produzieren Nebenwirkungen, die oft schlimmer sind, als das, was sie beseitigen.

Diese technischen Lösungen sind freilich isoliert machbar und damit vorzeigbar. Ökologie wird im Handumdrehen „positiv“. Dabei stützen sich diese Lösungen natürlich auf ein kulturelles Klima, das nach diesem Positivwerden, dem Objekt Ökologie, verlangt. Entschwefelungsanlagen, der Katalysator, neue Klärwerke, schärfere Emissionsvorschriften und -kontrollen – alles in Teilen berechtigt – sind solche schnellen technischen Antworten auf großtechnologischer und globalpolitischer Höhe, die das Strukturproblem: den langsamen, geduldigen Umbau von Stadt und Lebensformen, zuschütten und die Kampfplätze und Kräfte monopolisieren.

Sie überdecken dabei noch das, was an Heilungskräften vorhanden ist. Die Stadt ist ja genauso wie das Land vergesellschaftete Natur, als Lebensraum von Lebewesen, die sich auf jeder neuen technischen Schwelle wieder auf die Gegebenheiten einpendeln. Deshalb können nicht nur die Menschen und in Teilen weit besser als früher, noch in der Stadt leben, sondern, zwar schlechter, auch Tiere. Tiere gehen nicht von ästhetischen oder Gefühlskriterien aus. Sie prüfen mit der Nüchternheit der Naturwesen die strukturalen Eigenschaften der auf jeder technischen Stufe neu entstehenden städtischen Räume ab. Gebirgsvögel etwa entdecken in den Brandwänden des 19. Jahrhunderts die Felswände aus den Alpen wieder und benutzen sie so; der touristische Unterschied interessiert sie nicht. Für die Pflanzen ist, wie Biologen feststellten, ein Kreuzberger Hinterhof eine Umwelt vom Typ des Schluchtwaldes, entsprechende Pflanzen richten sich dort auch ein. Wenn diese Höfe abgerissen und durch glatte Betonwände und -decken begrenzt werden, fehlen ihnen allerdings endgültig die Ansatzpunkte, es bleiben nur noch, und vermehrt, die Ratten übrig.

Die städtische Natur ist insofern ein Gradmesser für Erträglichkeit – wo es nur noch die Ratten aushalten, ist es für Menschen nicht mehr bekömmlich, wie weit immer sonst sich – man denke an das Leben in den vollklimatisierten und durchelektronisierten Hochhauswäldern von Manhattan – die Anpassungsfähigkeit an rein technische Lebensbedingungen auch treiben lassen mag. Sie ist gleichzeitig ein Ratgeber für strukturelles Denken: nicht auf die Bilder zu sehen, sondern auf die wirklichen Lebensbedingungen.

Nur so kann man mit Bestimmtheit sagen, daß und wo die Maschinisierung der Stadt zu weit geht, und daß und wo es nötig ist, Breschen in die großtechnologische Decke über der Stadt zu sprengen, in die Pflanzen, Tiere und menschliche Bedürfnisse wieder hineinkönnen, daß und wo wir also den Rückmarsch antreten müssen. Stadtökologie beginnt m.E. da, wo die Stadt sich von der aus ihr hervorgegangenen, sie jetzt zerreißen den neuen Ebene großtechnologischer und weltkapitalistischer Vernetzungen herauslöst und sich, als nachindustrielles Gemeinwesen, neu definiert. Das ist keine Rückkehr, die es nicht gibt, aber wieder Kleinarbeit, Wachsen von unten, Entwickeln von Lösungen, ohne den Anspruch, wie noch im 19. Jahrhundert, das Subjekt des Fortschritts und der neuen – informationellen, marktstrategi-

schen, wissenschaftlichen oder militärischen – Erweiterungs- und Beschleunigungsprozesse zu sein. Das ist das Ende der klassischen Stadt. Aber ohne einen Schnitt, auch im Bewußtsein, ist die Stadt, d.h.: ist der an ihr erlernte Anteil an gesellschaftlicher Wärme, an Austausch, an gelebter Kultur, an geschichtlicher Erinnerung und erlernter Moral, nicht zu retten. Nur diese Qualitäten sind es, sagt die historische Erfahrung, die ein ökologisches Gleichgewicht schaffen können.

3. Grünversorgung, Naturwünsche und Lebensform

Die Objektökologie – das Objekt Ökologie – hat, wie gesagt, auch die subjektiv verniedlichende Seite. Was Stadtökologie ist, muß also zugleich freigeschaufelt werden von scheinbar verbündeten Ideologien. Diese sind es, die das Wort Ökologie heute inhaltlich auffüllen, es zu einem blindlings funktionierenden Erfolgswort machen, zum Schibboleth anders nicht überstehbarer Planungsgremien, denen aber das Notwendigkeitsprojekt eher zum trojanischen Pferd gerät, dank dessen sie, und nicht ökologische Vernunft, sich durchzusetzen: das schlechte sozialdemokratische Gewissen, das statt Autobahn heute Grünfläche sagt; das neokonservative Bewußtsein der gutverdienenden neuen Angestelltenschicht, die umstandslos die der Straßenplanung geopferten bürgerlichen Promenaden, Straßenmöbel, Brunnen und Denkmäler wiederhaben will; und die (allerdings mißverständlich mit den sozialstaatlichen Grünautobahnern verzahnte) alternative Stadtfeindschaft, die, wenn schon das Landleben ein zu anstrengendes ist (mit den Tieren aufzustehen etc.), wenigstens die Stadt, in die es stattdessen sie verschlagen hat, mit den Attributen von Gratis-Natur maskieren will: „Biotop“, Ententümpel „Grün“ – nur nicht Stadt, wo Stadt ist, und Land, wo Land ist.

Die Vermischung dieser Stränge mit dem Gesellschaftsprojekt Ökologie kann sich allerdings darauf berufen, daß es sich dabei um Abkömmlinge aus gemeinsamer Wurzel handelt – der Erfahrung der untergegangenen vorindustriellen Welt –, die inzwischen aber ein über Generationen entwickeltes Eigenleben haben und nicht mehr miteinander und erst recht nicht einfach mit Ökologie verwechselt werden dürfen. Im nachhinein kann man fragen, was sie miteinander, und was sie mit dem auf Überlebensnotwendigkeit gründenden Projekt Ökologie gemeinsam haben und dazu beitragen können – aber erst im nachhinein, da jeder dieser Stränge so unmittelbar auf Befriedigung gerade dieses einen Bedürfnisses gerichtet ist, daß er den Blick auf das ins Auge zu fassende Gleichgewicht eher verstellt.

In der vorindustriellen Welt waren das hygienische Motiv des Stadtgrüns, das ästhetische Motiv der Naturschneidung und das kulturelle Motiv eines anderen Lebens noch zu einer Zwangseinheit überschaubarer Verhältnisse verklammert. Es gab das Land, das noch nicht als romantische Natur verstanden wurde, die Gärten in der Stadt, und keinen Spielraum für individuelle Abweichung außerhalb von Sitte und kirchlichem Glauben. Erst die Industrialisierung machte die Luft in den Städten allgemein unerträglich, aufgrund des Bevölkerungswachstums wurden die Gärten innerhalb der Stadt überbaut und jeder freie Fleck wirtschaftlich genutzt, und gleichzeitig begann eine weit über die bisherige wirtschaftliche Kolonisierung des Landes hinausgehende dritte Aneignung des Landes durch die Stadt (die erste war die antike einer primären Einheit von Stadt und Land, die zweite die der mittelalterlichen, auf Ausbeutung des letzteren durch erstere beruhende Scheidung von Stadt und Land). In ihr wurde das Land in die Funktion eines Flächenreservoirs der Stadt aufgehoben. Die Städter gingen mit allem hinein, was in der alten Stadt keinen Platz fand: Industrie, Siedlungen, Nahversorgung, Naherholung, und mit Hilfe von Eisenbahn und Autostraße wurde aus Nähe umstandslos auch Ferne: spezialisierte Nutzung und Ausgrenzung von Wäldern, Stränden, Gebirgen einerseits, von Anbaugeländen, Wasserreservoirs und industriellen Reserveflächen andererseits.

Grünflächenbedarf, Naturschwärmerei und Lebensreform